

3. Kapitel: DIE AMPHORE

Da stehen sie ja. Alle Bücher, die sich im Laufe der Jahre über Atlantis angesammelt haben: Zuvorderst die Bände von Charles Berlitz, die er eine Zeitlang regelrecht verschlungen hat, nachts, mit der Taschenlampe unter der Bettdecke: „Mysterien versunkener Welten“, „Die Arche Noah“, „Das Atlantis-Rätsel“, „Spurlos“, „Der achte Kontinent“. Dann Otto Muck's „Atlantis. Die Welt der Sintflut“ und sein „Alles über Atlantis“. Sigismund von Gleich „Der Mensch der Eiszeit und Atlantis“, „Das Atlantis-Geheimnis“ des amerikanischen Hellsehers Edgar Cayce, John Michell's „Die Geomantie von Atlantis“ (Wissenschaft und Mythos der Erdenergien), „Atlantis und die Rätsel der Eiszeitkunst“ von Ernst Uehli, Heinz Kaminski's „Sternstraßen der Vorzeit“ (Von Stonehenge nach Atlantis). Schließlich folgten noch einige englische Titel: W. C. Beaumont „The Riddle of Prehistoric Britain“, in dem der Autor Großbritannien mit Atlantis identifiziert, das einmal viel größer gewesen, und dessen größter Teil an Landmassen von einem Kometen 1322 vor Christus zerstört worden sei. Auch Alexander Braghines „The Shadow of Atlantis“ hatte er gern gelesen. Natürlich auch das Kinderbuch von Helena van Achteren: „De Sprokjes van Plato over Atlantis“, das er mit acht oder zehn Jahren geschenkt bekam, und das sehr schön illustriert ist. –

Overdijk öffnete die Dachluke, um frische Luft in die Kammer zu lassen. Hier oben hatte sich seit seinen Kindertagen nicht viel verändert. Und da sind ja auch noch die Mappen, die den Schluß seiner Atlantis-Sammlung bilden. In denen ist alles versammelt, was seine Phantasie damals beflügelte: Gletscher, Höhlenzeichnungen, Tempel, erdachte Landkarten von Atlantis, die er mit Flüssen und Seen, Bergen und Wäldern, Städtenamen, Straßen und Tempelanlagen versah. Aus alten Fachzeitschriften und Büchern über sein jahrelanges Lieblingsthema, die er teils in den Wühlkisten des elterlichen Ladens, teils an den Bücherständen auf dem wöchentlichen Flohmarkt fand, waren Abbildungen herausgeschnitten, eingeklebt und kommentiert. So mischten sich fremde und eigene Skizzen in hundert Folge. Sein Lieblingsspiel war, ganze Geschichten zu erfinden, und in dem geheimnisvollen, versunkenen Kontinent spielen zu lassen.

Und da auf dem Kinderschreibtisch, der direkt unter der Dachluke steht, liegt ja auch der Haufen von Zeitungsartikeln und Büchern, die seit dem merkwürdigen Ereignis in großer Zahl geschrieben worden waren: dem Auffinden eines eigenartigen Gefäßes, aus bis zum heutigen Tage noch immer nicht identifiziertem Material. Ein estnischer Gelehrter nannte „das Gefäß“, später, ca. ein Jahr nach seiner Entdeckung, „Amphore“. – Seitdem bürgerte sich dieser Name für das rätselhafte Objekt ein – und unter diesem Namen wurde es weltberühmt. Es hieß von nun an DIE AMPHORE schlechthin. Dabei sah es gar nicht so sehr wie eine griechische Vase aus. Nur in etwa annähernd und mit einiger Phantasie konnte man darin eine Ähnlichkeit mit solchen antiken Behältnissen sehen.

Overdijk war von einem Verlag gebeten worden, der eine Dokumentation über das Kabouterhuis plante, Material aus seinem Leben heizusteuern. Das führte ihn endlich auch in diese Kammer, dem Reich seiner Kindheit, das er weiß Gott wie lange schon nicht mehr betreten hatte.

Er betrachtete die Utensilien seiner kindlichen Phantasie mit einer Mischung aus Belustigung und Gerührtheit. Das Schaukelpferd, die Indianerausrüstung mit selbst gebasteltem Pfeil und Bogen, das hölzerne Schwert mit dem Lederfutteral und dem breiten Gürtel, das ihn, als Ritter Lancelot durch Scheveningen streifend, vor allen Gefahren schützte. Und in der dunklen Ecke ganz hinten stand auch noch der riesige alte Globus, der jahrelang als Dekoration im elterlichen Antiquariat und Antiquitätengeschäft diente. Daneben ein kleines Schränkchen mit Glastüren, in dem noch immer die Muscheln, Seesterne und seltenen Steine lagen, die er einstmals sammelte.

Overdijk öffnete die alte Truhe, deren Deckel, ganz verstaubt, laut kreischte, als er ihn hochhob, als würde sie gegen die Störung ihrer Ruhe protestieren. Sie ist angefüllt mit allerlei Krimskrams, alten Sachen, die ihm bei seinen phantastischen Reisen als Verkleidung dienten. Ein langer schwarzer Pelzmantel seiner Mutter, den er erbeutete, als sie ihn ausrangieren wollte. Glatt und glänzend mit breitem Kragen, der einem, wenn man ihn hochstellte, das Aussehen eines verwegenen Eroberers gab.

Da rührt sich hinter der Truhe etwas. Eine Decke gleitet herab und gibt den Spiegel frei, der mit ihr verhängt war. Overdijk grinst sich an, als er sein vor eifriger Suche gerötetes Gesicht erspäht. Er schlüpft in den Mantel und dreht sich damit theatralisch vor dem Spiegel. Er ist ihm zu eng und er schleppt auch nicht mehr so wie damals nach, was er sehr

geliebt hatte, da es ihm das Gepräge eines königlichen Hermelins gab. Als Knabe war es für ihn ein Leichtes gewesen, ihm sich scharlachrot zu denken, und mit ihm in der zum Audienzsaal verwandelten Kammer einherzustolzieren.

Er legt den Mantel zur Seite, um einen Karton aus der Truhe zu heben. Er enthält seine Hefter und Bücher aus der Studentenzeit. Seine Begeisterung für das Atlantis-Problem brachte ihn ganz selbstredend dazu, Archäologie und Altertumswissenschaften als Fächer zu wählen, und sich zunächst mit Feuereifer in ihre Geheimnisse zu stürzen. Doch bald, schon nach drei Semestern mußte er erkennen, daß ihm das um keinen Schritt näher an die Lösung dieses Rätsels brachte. Jan, sein Vater, verstand ihn und war kein Bißchen ungeneigt, als er ihm eines abends eröffnete, daß er wechseln wolle zur Psychologie, die er sich damals noch wie eine „Archäologie der menschlichen Seele“ vorstellte, mit verborgenen Schichten und rätselhaften Funden, die ihm ebenso spannend zu werden versprochen, wie die Knochen und Scherben, auf die er bei verschiedenen Ausgrabungen gestoßen war.

Das „Atlantis“ des Menschen, all das in geheimnisumwitterter Tiefen verschwundene, ins Unbewußte gesunkene Erleben, dessen Bergung und Deutung vielleicht helfen würde, sich selbst und die Welt besser zu verstehen.

In einer eigenartigen Weise wirkten die Motive, die ihm zuerst zur Archäologie führten, in seiner Beschäftigung mit der menschlichen Psyche nach. Nie verließ ihn der Hang zu Phänomenen, zu Geheimnissen, wie sie ihm von dem Zauberwort Atlantis entgegentraten – und das lenkte ihn endlich noch zu den besonderen Rätseln der menschlichen Seele, zur Parapsychologie, die ihn nach den psychologischen Studien an der Sorbonne in Paris, an das renommierteste Institut seiner Art, nach Ottawa in Kanada führte.

In seiner Doktorarbeit: „C. G. Jungs Archetypen und die Gemeinsamkeiten in den Geheimlehren alter Völker“, verfolgte er den Gedanken, daß man in fernem Vergangenheit ein viel umfangreicheres und detaillierteres Wissen von den Fähigkeiten der Seele hatte, als sich die heutige moderne Medizin träumen läßt. Diese Fähigkeiten lägen als archetypische Erinnerungen versunken in jeder heutigen menschlichen Seele verborgen. Man müßte, so formulierte er seine These, zuerst dieses geheime Wissen, wie es im ägyptischen Buch Thot, im Mayabuch Popol Vuh, im Tibetischen Totenbuch und anderen Urkunden alter Weisheit niedergelegt ist, bergen, und in die Sprache moderner Psychologie über-

setzen. Dabei wäre es allerdings notwendig, unsere Vorfahren nicht als dümmer als uns selbst zu betrachten, sondern ihre, uns zunächst in fremde Bilder, Gleichnisse und Metaphorik gekleideten Mitteilungen ernst nehmen, ja sie als den damaligen Zeiten angemessene Wissenschaft anerkennen.

Solange man aber die Frage der Prä- und Postexistenz des Menschen, oder wenigstens eines Teils von ihm, nennen wir ihn ruhig SEELE, so dogmatisch ablehne, und diese Ablehnung als angeblich wissenschaftlich abgesichert ausbebe, wird es schwer halten, diese Zeugnisse hoher Kulturen richtig zu würdigen. Ja, er sei überzeugt, daß sie, unvoreingenommen betrachtet, nicht nur Wertschätzung verdienen, sondern eine Fülle von Hilfen bei den uns heutzutage unter den Nägeln brennenden Fragen beisteuern könnten.

Nicht von Ungefähr stoße man besonders häufig bei der Behandlung psychisch Kranker auf verblüffende Hinweise auf die Präsenz solcher in Archetypische eingegangener Phänomene. Er wolle nicht die Tatsache psychischer Erkrankung unterhöhlen – und etwa die visionären oder halluzinatorischen Symptome als pathologisch getarnte Gesundheit hinstellen. Jedoch sei es wiederum betrachtenswert, sich in zahlreichen Fällen zu fragen, woran der Einzelne erkrankt sei.

Er sei bei seinem Studium zahlreicher Anamnesen darauf gestoßen, daß darin Dinge enthalten waren in Form von visionären, traumhaften, halluzinatorischen Zuständen, die sich nicht aus der Biographie des Patienten erklären ließen. Weder aus dem, was er in seinem Leben erfahren, noch aus dem, was er jemals gelesen, gehört oder gesehen habe. Dinge, die dem, der sie erlebte, (man könnte besser noch sagen; erlitt), selber so fremd seien, so fern lägen, daß sie ihm selbst am meisten unheimlich erschienen. Unheimlich aus mehreren Gründen; Zum ersten erschreckten sie ihn durch ihre psychische Exotik, zum zweiten würde ihm klar, daß die moderne Wissenschaft, bei der er vielleicht verzweifelt Hilfe suchte, keine Erklärung für das was ihm widerfuhr hatte. Mit Ausnahme der einen einzigen: Psychische Erkrankung.

Aber dem unvoreingenommen Denkenden dürfte eigentlich klar sein, daß nicht erst seit heute „Psychische Erkrankung“ der Topf sei, in den wir alles an psychischem Erleben werfen, welches den Dogmen unserer Auffassung von Normalität nicht entspricht. Fern sei dieser Untersuchung der Gedanke, Dinge wie: LEBEN NACH DEM TOD / REINKARNATIONEN / ENGEL / EWIGKEIT / GOTT / GEISTIGE WELTEN und dergleichen mehr als Tatsache, als erwiesen hinzustellen.

Darum könne es nicht gehen. Was diese Arbeit wolle, sei, eine Haltung zu fördern, die sie nicht von vornherein abtut und halsstarrig leugnet, sondern, sie als offene Möglichkeit ansieht und nicht ausschließt, daß sich das eine oder andere im Laufe der Zeit eventuell als stichhaltig erweist.

Overdijk hielt es nicht lange im Bereich der reinen theoretischen parapsychologischen Forschung. Noch während seiner Zeit als Dozent am Institut für Psychologische Phänomenologie in Hamburg, ließ er sich zum Psychotherapeuten ausbilden. Er wollte mit Menschen zu tun haben und ihren konkreten Biographien. Und so kam es dazu, daß er im Herbst 2008 eine psychotherapeutische Praxis in Den Haag eröffnete, in der Lange Voorhout, unweit des Geschäfts der Eltern.

Hatte er schon mit seiner Doktorarbeit in Fachkreisen einige Beachtung gefunden, so machte ihn die Veröffentlichung seines Buches: „DIE THERAPIE DER GÖTTER“ (psychotherapeutische Aspekte des Tibetischen Totenbuches: Bar do Thödol) zwei Jahre später berühmt. Für eine ganze Generation Jugendlicher wurde es jahrelang regelrecht zu einem Kultbuch.

Noch während er an diesem Buch arbeitete, schenkte ihm einer seiner dankbaren Patienten ein geräumiges Haus in Scheveningen. Overdijk konnte damit seine Idee in die Tat umsetzen, für einige seiner Patienten eine Art Wohngemeinschaft einzurichten, in der sie gemeinsam die Aufarbeitung ihrer Erlebnisse mit kreativen und therapeutischen Mitteln weiterführen konnten, bis sie sich stark genug fühlten, ins „normale“ Leben zurückzukehren. In Anlehnung an eines seiner Lieblingsbücher aus der Kindheit, nannte er das Haus KABOUTERHUIS (Zwergenhaus). Und dieser Name wurde von seinen Patienten wegen seiner freundlich-ironischen Humoristik gerne übernommen.

Overdijk hatte sich auf Patienten spezialisiert, die in einer Art erkrankt waren, von der er in seiner Doktorarbeit schon gesprochen hatte: Menschen, die „Erlebnisse aus früheren Inkarnationen“ hatten, oder Visionen, die ihrem sonstigen Erleben fern lagen, oder Fähigkeiten an sich selbst bemerkten, die ihnen Angst machten und über die sie verrückt geworden waren: wie Gedankenlesen, außerleibliche Zustände, hellseherische Blicke in die Zukunft oder in die Vergangenheit. Für Patienten dieser Art wurden er und sein Kabouterhuis so etwas wie ein Geheimtip. Die wechselnden Bewohner veröffentlichten Trance- und Visionsprotokolle, oder verarbeiteten ihre Zustände zu Märchen und Geschichten, sie

malten oder bildhauerten und organisierten mit Hilfe seines Renommées Ausstellungen, ja eroberten sich damit sogar einen achtbaren Stellenwert auf dem Kunstmarkt. In einigen Ländern, meist von „Ehemaligen Assistenten“ aus dem Kabouterhuis, wurden ähnliche Häuser nach Overdijks Modell eingerichtet. So in Flensburg, an der dänisch-deutschen Grenze, in Marbach in Schwaben und in Jena in Thüringen. Natalja Garinskaja, die eine Zeitlang seine Assistentin gewesen war, eröffnete eins in Riga in Lettland, und Kraszewski, der erst seit zwei Jahren bei ihm war, wollte demnächst eins in Polen, in der Nähe Krakows eröffnen.

Dies machte zusammen mit den Gründungen Aberdeen in Schottland, La Roche-sur-Yon in der Vendée in Frankreich und in Fiesole bei Florenz in Italien, einen hübschen Reigen von Nachahmern aus.

Das müßte genügen für den Artikel über die Kabouterhuis-Idee.

Er verließ die Bodenkammer und sah im Briefkasten nach Post. Die archäologische Fachzeitschrift, die vierteljährlich erschien – und die er noch immer aus alter Anhänglichkeit an seine ersten Studien abonniert hatte, war dabei. Auf dem Titelblatt war sie wieder einmal abgebildet, die AMPHORE. Eine Schlagzeile versprach neue Erkenntnisse über den rätselhaftesten Fund der Neuzeit.

Es war inzwischen schon elf Uhr Vormittags. Joan würde erst gegen eins vom Dienst in der Steiner-Klinik kommen. Als er die Treppe hinabstieg, hörte er unten Spinoza klagen. Und mit Recht, denn er hatte bis jetzt noch kein Futter bekommen. Overdijk war bei der Reise in seine Vergangenheit unmerklich die Zeit davongeeilt.

„Ja, mein Lieber. Nun schimpf mal tüchtig. Du hast vollkommen Recht. Ein vertrottelter Professor ist Dein Herrchen, was? Schließt sich da oben ein und vergißt Dich ganz. Komm, nun kriegst Du Schmerzensgeld, ja? Nun machen wir eine Büchse auf. Was hätten Sie denn gern Eure katerliche Gnaden? Lachs? Thunfisch? Wild? Was? Ah ja, ich verstehe. Also Lachs. Praktisch, diese Büchs'chen. Einfach an der Lasche ziehen – und schon sind sie auf. Wünsche guten Appetit. Wohl bekomms Ihrer Schnurrigkeit.“

Spinoza war schon, als Overdijk die Büchse aus dem Schrank nahm, wie wild um seine Beine gestrichen. Er hatte sein Miauen zu langgezogenen Arien gesteigert, war schließlich auf den Küchentisch gesprungen und hatte seinen Kopf an der Büchse gerieben, so daß Overdijk Mühe hatte, die Lasche zu ziehen. Jetzt fraß er, ohne seinen Spender auch nur noch eines Blickes zu würdigen, mit heftiger Entschlossenheit, ernst und

konzentriert die ganze Ladung in wenigen Minuten ratzefutz auf. Leckte die leere Büchse noch lange hingebungsvoll, bis auch kein Krümelchen mehr in ihr war, und anschließend sich selbst die Barthaare und die Pfoten, bis selbst der Geruch der Kostbarkeit endgültig mit verspeist war.

Overdijk hatte Bertram Curio anrufen wollen. Ja, ja. Doch aus irgendeinem Grund schob er es immer wieder hinaus. Ein paar Tage waren schon seit Tientjes Anruf verstrichen, ohne erneute Nachricht von ihr.

Die Chinesen hielten die überfallenen Länder nach wie vor besetzt. Aber es kam nicht, wie befürchtet, zu barbarischen Übergriffen. Es ging ihnen nicht um Unterjochung – nur um Ausdehnung ihres Machtbereichs. Der große Tiger hatte sich eingeengt gefühlt, von zuviel Kapitalismus umzingelt. Trotzdem wurden die Wirtschaftssysteme in den überfallenen Ländern kaum angetastet. Nur Rundfunk, Fernsehen, Eisenbahn und Luftverkehr verstaatlichte man sofort. Hier und da war von Aufbegehren gegen die Okkupanten die Rede. Ein Häuflein von Studenten in Peking, ein Streik von Arbeitern in Bangkok. Alles aufflackernde Feuer, die das gewaltige Imperium bald zu löschen verstand. Overdijk war es müde, immer wieder in den Fernseher zu starren. Er mußte sich sammeln, wieder zu sich kommen, abschalten, sich ablenken. Es nützte nichts, wieder und wieder die Bilder zu sehen, die Artikel zu lesen. Die unerträgliche Spannung, ob und wann Tientje sich wieder melden würde, mußte irgendwie neutralisiert werden. Wenigstens für einige Stunden.

Die neue Ausgabe von OUDHEIDKUNDE kam ihm also gerade recht. In ihrer Mitte war ein Blatt, das man auseinanderfalten konnte, bis es die Größe eines Plakates erreichte. Darauf abgebildet, ganz unten rechts, etwa A4-groß, die Amphore. Der übrige Platz war mit Zeichen bedeckt. Offenbar Schriftzeichen, die man in ihr gefunden hatte. Sie glichen weder den ägyptischen Hieroglyphen, noch der Keilschrift, noch germanischen Runen oder indianischen Schriften. Nicht dem Altchinesischen, Altjapanischen, noch sonst irgendeiner altertümlichen Schrift.

Overdijk hatte sich einen Pott Kaffee gemacht, einen Yoghurtbecher und ein Stück Käse und einen Kanten Brot geschnappt und war mit der Zeitung in sein Arbeitszimmer gegangen. Mit ein paar Reißzwecken befestigte er das Plakat an seinem Bücherregal. Dann blätterte er bis zu dem Beitrag über die Amphore und begann zu lesen:

Den Beginn überflieg er, da dort nur resümiert wurde, was ihm schon bekannt war. Wie sie im November 2028 nach einem Erdbeben an der Küste Tunesiens beim Tauchen nach Opfern, zwischen Kap Bon und El Haouaria nordöstlich von Tunis gefunden wurde, von einem Team eines amerikanischen Kriegsschiffes, das zur Rettung herbeigeeilt war. Wie sie bald darauf vom CIA beschlagnahmt wurde, da man festgestellt hatte, daß sie aus einem, auf der Erde bislang unbekanntem Material zu bestehen schien. Bis sie schließlich in ein Museum in Los Angeles überführt wurde – und von da an in einer aus Panzerglas gefertigten Spezialvitrine der Allgemeinheit zugänglich war. Hatte schon ihre unbekannte Zusammensetzung für Aufsehen gesorgt, so beschäftigte noch mehr die Schriftrolle, die man in ihrem Innern fand, die Gemüter. Diese Rolle bestand ebenfalls aus einer rätselhaften, unbekanntem Substanz. Eine Art Mittelding zwischen Papyrus und Pergament, offenbar aus sehr fein strukturierten Pflanzenfasern. Wie man vermutete, einer ausgestorbenen Art von Pflanzen. Das rätselhafteste aber war die Schrift, deren eigenartig verschlungene Zeichen wie eine Art Morsealphabet benutzt worden zu sein schienen. Denn es war auffällig, daß oftmals dieselben Formen zwei, fünf, ja acht mal hintereinander auftraten. Experten äußerten die Vermutung, daß dies eine Verschlüsselungsmethode sein könnte, um die Inhalte nicht profanen Lesern, wer immer diese auch gewesen sein mochten, zugänglich zu machen. So sei ja zum Beispiel bekannt, daß man Worte durch Zahlen ausdrücken könnte, indem man einfach die Buchstaben des Alphabets nummeriere. Nun ist aber das Alphabet eine Sprach- bzw. Schriftgeschichtlich sehr junge Erfindung – wogegen sich alle Experten darin einig waren, die Amphore in sehr frühe Entwicklungszeiträume der Menschheit anzusiedeln. Schriften, deren Systematik der des Alphabets, wie wir es heute kennen, analog sind bzw. nahekommen, lassen sich relativ leicht entschlüsseln. Ebenso Schriften, deren Zeichen auf ein konkretes Ding oder Geschehen deuten. Schwieriger wird es schon, wenn Zeichen nur auf religiöse, meist sogar esoterische Inhalte zielten – da sie nur demjenigen etwas zu sagen vermögen, der mit der ganzen Assoziationsbreite der Zeit, in welcher die Texte verfaßt wurden, vertraut war. Selbst, wenn die Schrift-, Zeichen- oder Bildersprache in heutige Worte übersetzt werden könnte, käme noch das Problem der geheimen Metaphorik damals Eingeweihter, was die Möglichkeit in sich schließe, daß der Text letztendlich hermetisch bleiben würde, und jede Deutung hoffnungslos im Nebel der Spekulation verbleiben würde.

Die Amphore hatte eine Höhe von 48,03 cm und an ihrer breitesten Stelle maß sie 22,07 cm. Ihre Oberfläche gläsern, bei verschiedener Beleuchtung opalisierend zwischen blau und grün. Proben ergaben, daß das Material aus dem sie bestand, an Härte in die Nähe des Diamanten rückte, allerdings nicht dessen Sprödigkeit aufwies, so daß man erstaunlicherweise sogar von einer gewissen Elastizität sprechen mußte.

Sie war nur bedingt durchsichtig, da sich ihre Farbigkeit nach innen verdichtete und sie außerdem von merkwürdigen, netzartigen roten und goldenen Fäden durchzogen war. Ihre Oberfläche bildeten geschliffene regelmäßige Siebenecke, in deren rhomboiden Zwischenräumen ein immer gleiches Symbol auftrat. Eine Art Fisch in stilisierter Form und nur hauchfein hineingeritzt. So wirkte die Amphore wie ein riesiger geschliffener Diamant von der Form einer altgriechischen Vase. Ihr unteres Ende verlief fast spitz aus. Oben befand sich eine Öffnung, die mit einer Art Teerwachs verschlossen gewesen war. Dies war der Zugang zu der röhrenförmigen Aushöhlung, in der sich die zusammengerollten Papyro-Pergamente befunden hatten. Im ganzen drei Rollen, ausgebreitet etwa vom Format A3, nur etwas schmaler und länger. Über und über mit den noch unentzifferten Zeichen bedeckt. Das Plakat an Overdijks Regal gab sie verkleinert alle drei wieder, das vierte Feld füllte die Fotografie der Amphore aus.

Overdijk mußte schmunzeln über die langatmige Passage, wie man versucht habe, mit einem der leistungsfähigsten Computer die Schrift zu entziffern. Er sei mit den schwierigsten Schriftarten gefüttert worden, die je zu knacken gewesen seien – alles ohne Ergebnis.

Interessant wurde endlich der Schluß des zwölfseitigen Artikels, wo der Verfasser in ironischem Ton davon berichtete, daß es inzwischen eine Anzahl von Personen gäbe, die behaupteten, durch längeres Verweilen vor der berühmten Vitrine von einer Krankheit geheilt worden zu sein. Seitdem gehe das Gerücht von den magischen Kräften der Amphore um. Völlig absurd sei der Bericht eines Rollstuhlfahrers, der daraufhin mehrere Stunden vor ihr verharrte, dieses an mehreren Tagen wiederholt habe – und schließlich aus seinem Rollstuhl aufgestanden, und ihn schiebend, an der verblüfften Aufsichtskraft vorbeigelaufen sei. Nun ja, jetzt war der Mann offenbar an seinem Ziel – und für ein paar Tage in den Schlagzeilen der Weltpresse, schloß der Artikel.

Overdijk reizte die selbstgefällige Sicherheit dieses sich allzusehr auf sicherem wissenschaftlichen Boden wählenden Schreibers.

„Warum soll eine uns unbekannte Materie nicht Dinge bewirken, die fürs Erste noch wie ein Wunder wirken?“ dachte er. „Aber natürlich, auch der Einfallsreichtum eines Schelms wäre nicht auszuschließen. Und auch hysterische Autosuggestion, wie schon so oft in Lourdes und anderswo.“

Er warf einen nachdenklichen Blick auf das Plakat, auf die seltsam verschlungenen Schriftzeichen. Hatte nicht einmal eine seiner Patientinnen unter Hypnose ein altjapanisches Gedicht nicht nur lesen, sondern auch übersetzen können, das auf einer Zeichnung geschrieben war, die er einige Zeit in seinem Behandlungszimmer aufgehängt hatte? Er dachte damals zuerst, sie habe sich das nur eingebildet, obwohl es sehr schön, sehr japanisch klang, was sie ihm da vorrezitierte. Doch als er sich von einem Fachmann die Übersetzung besorgte, war er verblüfft, wie ähnlich, ja identisch beide Versionen waren, wenn man kleine Abweichungen außer acht ließ, bzw. sie der dichterischen Freiheit der auch sonst poesiebegeisterten Patientin zugute hielt. Wie war doch ihr Name? Sie hatte gleich zu Beginn ihrer Behandlung erklärt, in ihrem letzten Leben die Hexe von Endor gewesen zu sein, in dem Leben davor aber ein berühmter Samurai im alten Japan.

Er überflog die Akten: Jennifer Jordan? Nein, nein, so hieß sie nicht. Ter Ver? Schon eher. Er mußte nachlesen. Immerhin war sie schon seit fünfzehn Jahren geheilt. Er überflog die Stichpunkte der Inhaltsangaben, die er immer sorgfältig zu jeder Akte angefertigt hatte. Da riß ihn das Läuten der Klingel aus seinen Gedanken. Wer mochte das sein? Joan läutete nicht. Oder hat sie ihren Schlüssel vergessen?

Spinoza trippelte voran, aufgeregter als sonst. Ahnte er, wer da klingelte? Er öffnete. Schweigend fiel ihm Tientje in die Arme ...